

JULIAN LEES  
Das Lied der Sterne



JULIAN LEES

*Das Lied der Sterne*

Roman

Ins Deutsche übertragen  
von Gloria Ernst

blanvalet

Die Originalausgabe trägt den Titel  
»The Fan Tan Players«



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Premium*  
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage  
© 2008 by J. T. Lees  
© der deutschsprachigen Ausgabe 2008 by Blanvalet Verlag,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-7645-0188-4

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

Für Gus, Mui-mui und Bay-mui



# Erster Teil

Frühling 1928

## 1

Der erste Sonntag nach Ostern war ein schlimmer Tag. Ein Tropensturm, der über dem Südchinesischen Meer tobte, brach mit unverminderter Wucht über die Praya Grande Bucht herein; zwischen der Luzon Straße und der Küste von Kanton gab es nichts, was sich seiner Gewalt hätte entgegenstellen können. Während er heulend über den geschützten Hafen jagte, schleuderte er unentwegt Blitze wie silberne Speere aus den Wolken. Der Regen prasselte wie ein kalkweißer Vorhang aus Nägeln auf den Boden, zog dabei ein Netz aus Wasser über die Erde. Abflussrinnen flossen über, und in den Gräben stauten sich zersplittertes Holz und Glasscherben. Überall roch es nach feuchter Erde und entwurzelten Bäumen. Gegen Mittag ballte sich dann eine dichte Wand aus Gewitterwolken über der Bucht zusammen und hüllte den Schrein der Meereshöttin A Ma ein. Als die Tempelgeschäfte schließlich schlossen, waren die *Praças* eine einzige Wasserwüste.

Wenn es so heftig stürmte, wie es an jenem Tag im Frühling 1928 der Fall war, blieben die Postdampfer der Macau & Canton Steamboat Company in den Taifunschutzhäfen am Ende der Kais.

Ihre langen, schlanken Rümpfe schaukelten auf den anbrandenden Wellen, begleitet nur vom unablässigen Prasseln des Regens und dem lauten Donner, der über die Avenida da Republica rollte. Hätte nicht von Zeit zu Zeit ein Nebelhorn geheult und die Sturmglocke der Kapelle Unserer Lady Guia geläutet, hätten sich nur wenige Menschen von ihrer Beschäftigung ablenken lassen. Später aber, in der Nacht, begannen die Schweine

zu quieken. Und sie quiekten stundenlang. Nicht etwa, weil die grauen Steinmauern des *Matadouro da Macau* zusammengebrochen wären oder der Wind gar das Dach des Schlachthofs abgedeckt hätte. Nein, sie quiekten vor Entsetzen, weil ihre Koben von einem Heer von Eindringlingen überrannt wurden. Krieger mit blutunterlaufenen Augen, bewaffnet mit messerscharfen Zähnen: Ratten. Ganze Heerscharen von ihnen krochen aus dunklen Löchern, aus unzähligen Abzugsrohren und Gullys. Die Flut trieb sie heraus. Tausende. Und dann fegten sie wie ein Feuersturm durch die Straßen.

Im Restaurant des Hotel Rivera, das zur Seeseite hin lag und für seine mit Fresken verzierten Decken und sein würziges Afrikanisches Hühnchen berühmt war, brach helle Panik aus. Ein Wirrwarr von Stimmen erhob sich, Hotelpagen fielen in Ohnmacht, und die älteren Damen kreischten vor Angst. »*Aiyaa!*« und »*Gow Meng!*« schallte es laut von den Suiten in den obersten Stockwerken bis hinunter zu den Kellern. Einige der Gäste, die gerade beim Fan-Tan-Spiel gesessen hatten, begannen mit entsetzt aufgerissenem Mund und mit blanker Panik in den Augen wild durcheinanderzurennen. Viele Frauen sprangen auf Sofas. Sie rafften dabei ihre eleganten Kleider, sodass ihre weißen Schenkel zu sehen waren, und wickelten hektisch ihre Federboas auf. Gerade als die Kuli-Jungen Frotteestreifen in die Jalousierahmen stopften, stürmten die Ratten durch die Verandatüren. Sie sprangen von den Hutständern aus Messing auf die Artdeco-Esstische und die edwardianischen Kommoden – rissen dabei Herrenhüte aus Stroh und glockige Damenhauben herunter, stießen Kelche aus Baccarat-Kristall von den Tischen, sodass diese in tausend Stücke zersprangen, und warfen Teller mit Currykrabben und Schüsseln mit *Brandada de bacalhau* um. Sie huschten in die *Chambres privées*, krochen in geräumige Vuitton-Reisekoffer, kletterten an Hosenbeinen hinauf und an seidenen Jaquardvorhängen hinunter. Sie fegten die hellgelben, emaillierten Haarbürsten, die Kosmetikfläschchen aus Sterlingsilber, die Rougetöpfchen und die kleinen Tiegel aus Alabaster von den Frisiertischen.

Dann verließen sie das Hotel so schnell, wie sie gekommen waren. Sie stürzten sich wie ein Schwarm fliegender Fische von den Balkonen auf die darunterliegende Hauptstraße.

Kurz vor neun Uhr abends erreichten die Ratten dann die St.-Lazaris-Kirche, und um zehn Uhr schließlich überschwemmten sie den Norden der Stadt.

In den ärmeren Stadtteilen in der Nähe des Kun Iam Tempels quollen die Nager aus der Dunkelheit unter den armseligen Hütten hervor, drangen in die Wohnräume ein, kletterten bis zu den Dachkammern hinauf, versteckten sich hinter Schränken und unter Werkbänken. Sie trugen den Gestank von fauligem Fleisch und Fäkalien mit sich. Das Fell auf ihrem Rücken war mit dem vergorenen Urin vieler Wochen verklebt. Krallenbewehrte Zehen, rostbraun, kratzten an Türen, Vorderpfoten gruben sich mit ihren langen Nägeln in die weichen, nackten Wände. Das Tripeln ihrer Füße war überall zu hören. *Klick, klack, klick*. In den Häusern, auf den Dächern, in den Regenrinnen. *Klick, klack, klick*. Die Ratten huschten an den Fassaden der Gebäude hinauf, schoben ihre Schnauzen unter die Fußböden von Geschäften, hingen an Telegrafendrähten. Hunde bellten, Hähne krächten, junge Frauen und alte Weiber kreischten. Eine Stunde später war die kleine, verwahrloste portugiesische Kolonie, die vierunddreißig Meilen westlich von Hongkong lag und direkt an die Südspitze des chinesischen Festlandes grenzte, eingenommen. Die große alte Dame der chinesischen Küste war verloren: die graue Horde stürmte ungehindert weiter herein.

Inzwischen ging es auf Mitternacht zu. Auf dem Largo da Sien, einem mit Kopfsteinen gepflasterten Platz, entfaltete sich jetzt hektische Aktivität. Eine Gruppe grimmig aussehender, in Ölzeug gekleideter Rattenfänger steuerte ihre Hunde mit Zurufen und Zungenschmalzen hin und her. »Hai! Hai!«, riefen die Männer, als die Mischlinge in die Dunkelheit davonrannten und nur noch ein entferntes Bellen und Knurren zu hören war. Die Männer hatten in der Umgebung fast fünfzig Köderfallen aufgestellt; rechteckige Kisten aus Holz und Maschendraht, drei Fuß

lang und einen Fuß breit, die mit saurem Bohnenquark bestückt waren. Jede der Fallen hatte an den Seiten mehrere Öffnungen mit nach innen gerichteten Drahtenden, sodass die Ratten zwar hinein, aber nicht mehr heraus konnten. Die Rattenfänger waren gerade dabei, weitere Fallen aufzustellen, als in der Mitte des Platzes ein prasselnder Scheiterhaufen aufzulodern begann. Vor dem Feuer stand, seinen Rücken dem Wind zugewandt, ein Junge, kaum älter als zwölf Jahre, und warf die Käfige mit den quietschenden Schädlingen in die Flammen, um sie nach einiger Zeit mit einem langen Haken wieder herauszuziehen. Schon bald war die Luft mit dem Gestank verbrannten Fleisches, mit dem Winseln der Hunde und mit den lauten Schreien der Rattenfänger erfüllt. Ungefähr im Viertelstundenabstand zogen zwei Männer einen mit Drahtkäfigen beladenen Schlitten auf den Platz, in denen jedes Mal fast hundert Ratten gefangen waren.

Die Rattenfänger fuhren mit ihrer makaberen Arbeit fort, bis der Tag anbrach und sich die Bewohner der belagerten Stadt nach und nach aus ihren Häusern trauten, um die Zerstörung in Augenschein zu nehmen. Der Schaden, den der Taifun in der *Praya* angerichtet hatte, war unübersehbar: die umgeknickten Telegrafmasten und die entblätterten Bäume, deren kahle Äste wie dürre Arme und gebrochene Rippen aussahen. Die eingedellten und verbogenen Blechdächer, die unzähligen wachsbleichen Fische auf den Stränden, die aufgequollenen Kadaver ertrunkener Kühe, die die Brandung mit klatschendem Geräusch ans Ufer warf. Die Abertausende von Sandfliegen, die Berge verkohlter Nager. Und über all dem lag der Geruch feuchter, modriger Erde und verbrannter Tierhaare.

Die Abwasserkanäle hinter der Stadt leiteten noch immer das Zuviel an Regenwasser durch ihre fünfundsiebzig Zentimeter dicken Rohre und spülten dabei allen möglichen Abfall in das Sammelbecken, bevor sich das Wasser ins Meer ergoss. Und genau hier, am Ende eines der Rohre, kam eine bleiche Hand zum Vorschein. Kriechend, rutschend bewegte sie sich wie eine Krabbe mit steifen Gliedern in der Brandung. Mit Fingerspitzen, aufge-

weicht und schrumpelig, stolperte die Hand umher, zuckte dabei im künstlichen Strom der Gezeiten. Hin und wieder, wenn sich das dicke Seil, das um das Handgelenk geschlungen war, an irgendeinem Trümmerteil verfang, schrak sie kurz zurück, um dann erneut einen Satz nach vorn zu machen, sobald sie sich wieder befreit hatte.

Kurz darauf tauchte ein Arm mit einem bleichen Ellbogen auf, gefolgt von einem Kopf, der zur linken Schulter gebogen war. Die zusammengepressten Lippen in dem wachsbleichen, bartlosen Gesicht waren blau verfärbt. Um den Hals, der geschwollen wie ein gelber Eierkürbis war, lag ein Rosenkranz. Die Haare, die mit einem Rasiermesser ordentlich gestutzt waren, wiegten sich wie Seegras in der Dünung. Im Nacken der Leiche steckte eine Glascherbe, und die flaschengrüne Haut der sehnigen Brust war mit kleinen Wunden geradezu übersät: gezackte Bisswunden, dort, wo die Ratten die Brustmuskeln angenagt hatten.

Der nächste Wasserschwall drückte den Rest des Rumpfs durch das Ende des Rohrs. Die Leiche drehte sich. Ihre Zähne klapperten hörbar, als der Kopf von links nach rechts gerissen wurde. Schließlich kamen auch die Oberschenkel zum Vorschein, gefolgt von den Knien, angenagt und mit roten Kratzern übersät. Schließlich der Fuß, milchig weiß; kein Schuh, kein Fleisch, keine Sehnen. Nur der nackte Knochen.

## 2

In einem erleuchteten Kellerfenster in der Nähe erschien ein kleines Gesicht und sah durch die verschmierte Scheibe in den strömenden Regen hinaus. Die slawischen Augen, so blau wie das Meer, starrten wie gebannt in die Dunkelheit. Eine Reklametafel aus Weidengeflecht, die für Sun Wing Fotografia warb, wurde gerade über den Himmel geweht. Auf der Tafel war eine Klappkamera mit verstellbarem Objektiv zu sehen. Die Augen

folgten dem Schild, wie es über die zerstörte Fassade der alten Kathedrale flog, dann weiter über das Labyrinth der Gassen, die das Herz der Altstadt bildeten. Die Reklametafel segelte wie ein riesiger Vogel über die stuckverzierten Häuser mit den schmiedeeisernen Balkonen, in denen erst vor kurzer Zeit elektrisches Licht installiert worden war, fächerte sich dann auf, taumelte über die Rua Central, um schließlich nach einer engen Kreisbahn langsam im Hafenbecken zu landen.

Der Monsunregen trommelte unablässig an die Scheibe. Die junge Frau stand noch immer am Fenster und erbleichte, als eine kleine, bucklige graue Silhouette am Fenster vorbeischoß, um dann eine Regenrinne hinaufzuklettern. Sie strich sich die dunklen Haare über den Ohren glatt und berührte die straffe Haut ihres Unterkiefers. Die Scheibe war dunkel genug, um ihr Spiegelbild zu zeigen. Ein Mädchen Ende zwanzig, sehr schön, mit schmalen Gesicht und leicht gerunzelter Stirn. Die junge Frau hatte so blaue Augen, dass sie ein Stück des Himmels hätten sein können. Sie massierte sich ihre Schultern und beugte dabei den Kopf ein wenig nach vorn, wobei ein eleganter langer Nacken mit sehr kurz gehaltenem Haar sichtbar wurde, eine burschikose Bubikopffrisur. Ihre großen Augen kehrten traurig zu den Wasserlachen zurück, die sich auf dem Boden gebildet hatten. Sie machte sich bereit, die Überschwemmung mit einem Handtuch aufzuwischen. Das Wasser fühlte sich an ihren nackten Zehen kühl an. Sie raffte den Rocksaum ihres Kleides bis über die Knie – ein Kleid mit tiefer Taille, alt und abgetragen, das sie normalerweise immer dann trug, wenn sie in ihrem Zimmer Charleston übte. Ihre Lippen formten dabei den Text eines bekannten amerikanischen Schlagers, während sie den Ring, den sie an ihrer rechten Hand trug, abnahm. Die Waschküche trocken zu wischen, war bestimmt nicht das, was sie sich an einem normalen Montagmorgen gewünscht hatte, aber es musste eben getan werden.

An einer Wand der Waschküche stand ein Waschtisch aus Rosenholz mit einem kupfernen Becken. Die junge Frau krepelte die Ärmel hoch und machte sich an die Arbeit. Ein Zinkeimer

stand links von ihr, in dem kleine Klumpen Schmutz schwammen. Sie wrang jetzt das Handtuch darüber aus und wischte dann unter dem Fensterrahmen, wo sich kleine Pfützen gebildet hatten. Die Anstrengung hatte ihren Wangen Farbe und ihren Lippen Fülle verliehen. Als sie gerade die feinen Risse im Fensterflügel trocknete, hörte sie auf dem Treppenabsatz plötzlich Schritte. Instinktiv zuckte ihre linke Hand zu der alten Narbe, die sich großflächig über ihren rechten Arm zog. Hastig begann sie die Ärmel ihrer Bluse wieder herunterzukrempeln.

In der Tür zur Waschküche, oben an der Treppe, stand eine zweite junge Frau. Auch sie hatte eine Bubikopffrisur. Ihr locker sitzendes Baumwollkleid war gerade geschnitten. Sie hielt eine Ausgabe des *Diario de Lisboa* und eine Kinozeitschrift in der Hand. Sie trug Nahtstrümpfe aus Kunstseide, und cremefarbene, geschlossene Schuhe mit einem niedrigen Absatz vervollständigten ihre Kleidung. Die Taille ihres Kleides saß ein gutes Stück unterhalb ihrer Hüften, was ihr ein burschikoses Aussehen verlieh. Der Büstenhalter, der ihren Busen fast platt drückte, ließ sie noch maskuliner wirken. Man hätte sie fast für einen Mann halten können, wenn sie nicht ihre Augenbrauen sorgfältig gezupft und als dünne Bögen nachgezogen hätte. Das Holz der Stufen knarrte, als sie die Treppe herunterkam. Nachdem sie vorsichtig über den nassen Fußboden gegangen war, machte sie sich daran, in einem Korb mit Kopfkissenbezügen, Laken und Polstern herumzukramen. Auf ihren geschwungenen Mund hatte sie ein wenig Rot aufgetragen, wobei die Unterlippe, so wie es die Mode verlangte, ungeschminkt geblieben war, was ihre ölige mediterrane Haut noch öligler erscheinen ließ.

»Alles voller Moder!«, sagte die junge Frau mit den dünnen Augenbrauen und warf ihre Zeitschriften auf den Boden, sodass diese aufklappten und die Bilder des neuesten Zeppelins zeigten. Sie zog einen dunklen Baumwollschlüpfer aus dem Korb. Er sah aus, als wäre er mit Streifen aus Moos bewachsen. »Dieses Wetter! *Merda!* Ich verstehe nicht, wie man von uns erwarten kann, mit dieser Feuchtigkeit in den Wänden und der immer klammen

Kleidung zu leben. Und jetzt liegen auch noch die Postdampfer im Hafen fest. Ich warte schon seit mehreren Tagen darauf, dass ich ein paar Briefe aufgeben kann, um meiner Familie unsere neue Adresse mitzuteilen.«

Die junge Frau am Fenster lächelte höflich, antwortete aber nicht. Stattdessen hielt sie den Kopf gesenkt und wrang wieder das nasse Handtuch über dem Eimer aus. Sie sumnte dabei weiter ihre Melodie vor sich hin. Ihre Wangen waren leicht gerötet, und auf ihrem Kinn hatte sie einen kleinen Schönheitsfleck. Sommersprossen sprenkelten die Haut unter ihren blauen Augen. Ihre Haare bildeten halbmondförmige Spitzen, die ihre Wangen umschmeichelten. Sie bewegte sich sehr anmutig, was hervorragend zu der Eleganz ihres tief angesetzten Faltenrocks passte.

Die junge Frau mit den gemalten Augenbrauen schwieg einen Augenblick, dann sagte sie mit kräftiger Stimme: »Darf ich mich vorstellen? Mein Name ist Izabel Perera.« Sie holte tief Luft und fuhr rasch fort: »Wir sind letzte Woche in die Wohnung im oberen Stock gezogen. Wir kommen aus Barreiro, das liegt ein Stück südlich von Lissabon. Unsere Reise hat zweiunddreißig Tage gedauert. Sieben Häfen haben wir unterwegs angelaufen, darunter Algier, Aden, Bombay und Colombo – was für eine schmutzige Stadt Bombay doch ist, total heruntergekommen, und die vielen Menschen sind mit Flohstichen übersät. Wir sind mit der Peninsular Oriental Line gereist – haben die meiste Zeit auf dem Sonnendeck verbracht, Briefe geschrieben und Bieeftea getrunken. Die Kabinen waren nett und sehr sauber, aber das Essen!« Sie schnitt eine Grimasse. »Würstchen, Rotkohl und gebratene Leber! Viel zu wenig Fisch. In Barreiro hat es immer wunderbaren Fisch gegeben. Barreiro selbst ist wunderbar. Waren Sie schon einmal dort? Es ist etwa sechs Meilen von Lissabon entfernt und liegt direkt am Meer. Es hat einen reizenden Kirchplatz, ein Rathaus mit einem roten Dach und hübsche kleine weiße Häuser mit Blick auf den ruhigen Hafen. Meine Verwandten leben dort. Ich vermisse sie schrecklich, vor allem meine Geschwister und meine Cousine Anna.« Sie machte eine kurze Pause, dann holte sie wie-

der tief Luft. »Mein Mann ist im Textilhandel tätig. Seine Firma hat ihn beauftragt, Schantung- und Chinkain-Seide einzukaufen, und da Kanton das Zentrum des Seidenhandels ist, sind wir hier in Macau gelandet. Ach, übrigens, wie heißen Sie eigentlich?«

Das Mädchen am Fenster brauchte offenbar einen Augenblick, um diese geradezu überwältigende Menge an Informationen zu verdauen. Schließlich antwortete sie: »Nadia. Ich heiße Nadia Schaschkowa.«

»Sind Sie das neue Dienstmädchen?«

Nadia, die sich ihrer nackten Füße durchaus bewusst war, lächelte. »Nein ... Meinem Onkel gehört dieses Haus. Wir haben den Tabakladen auf der anderen Straßenseite und vermieten die Zimmer hier. Als wir das Haus kauften, vergaß der vorherige Eigentümer leider zu erwähnen, dass es im Keller dieses Hauses ein Hallenbad gibt. Bei jedem Unwetter gibt es hier unten eine Überschwemmung. Haben Sie meinen Onkel Ewgenij schon kennengelernt?«

»Nein, Carlos, mein Mann, hat mit ihm wegen der Miete verhandelt.« Sie sah Nadia aufmerksam an. »Sie sind keine *Portugues*?«

»*Russo*«, gestand Nadia.

»Aber Sie sprechen Portugiesisch ...«

Nadia wrang den Lappen wieder über dem Eimer aus. »Das habe ich in der Schule gelernt. Es hat eine ganze Weile gedauert, bis ich alle Schimpfwörter beherrscht habe.«

Izabel begann laut zu lachen. Ihre olivfarbenen Wangenknochen nahmen dabei ein samtiges Karminrot an. »*Meu Deus*. Ich wollte nicht unhöflich sein. Entschuldigen Sie bitte, dass ich Sie für ein Dienstmädchen gehalten und mich über die feuchten Wände beklagt habe. Wir sind in Portugal einfach ein trockenes Klima gewöhnt. Dort fällt manchmal monatelang kein einziger Tropfen Regen. Und hier? Seit wir angekommen sind, regnet es unablässig.« Sie beobachtete Nadia jetzt aufmerksam wie eine *Pombo*-Glucke, während das Wasser noch immer aus den Rissen in den Fensterrahmen gurgelte. »Warten Sie, ich helfe Ih-

nen.« Izabel nahm sich ein trockenes Handtuch, raffte ebenfalls ihr Kleid und ging in die Hocke.

»Nein, das ist wirklich nicht nötig.«

»Ich bestehe darauf«, sagte Izabel. Ein kleiner Schwall Wasser schwappte über ihre auf Hochglanz polierten cremefarbenen Schuhe. Sie begann, den Boden zu wischen, wobei sie unter ihren Wimpern hervor einen Blick auf Nadia warf. »Ihr Kleid gefällt mir. Es ist wirklich todschick!«

»Vielen Dank.«

»Sind Sie hier in Macau geboren?«

Nadia schüttelte den Kopf. »Nein, in Russland.« Sie fühlte sich genötigt, Izabel genauso ausführlich Auskunft zu geben, wie diese das ihr gegenüber getan hatte. »In einem Dorf in der Nähe von Twer, ungefähr zweihundert Meilen südlich von St. Petersburg. Als ich sieben war, sind wir zu unseren Verwandten in eine Stadt namens Chelyabinsk gezogen. Die liegt östlich des Urals. Dort haben wir dann viereinhalb Jahre gelebt, bevor meine Mutter und ich nach Macau gekommen sind, um hier bei Onkel Ewgenij zu leben.« Ihre Stimme verlor sich, während sie eine kleine Schnecke beobachtete, die gemächlich die Wand hinaufkroch.

Izabel stand auf, nahm ihren fast gefüllten Eimer und ging damit zum Waschtisch hinüber. Sie musste sich dabei zwischen den kreuz und quer aufgespannten Leinen mit Wäsche hindurchschlängeln, dann kippte sie das Wasser ins Becken. Als sie den Zinkeimer wieder auf den Boden gestellt hatte, legte sie den Kopf schief. Ein einziger, langsamer Lidschlag folgte. »Und was macht Ihr Ehemann beruflich?«, fragte sie.

Nadia zuckte sichtlich zusammen. »Ich bin leider nicht verheiratet«, sagte sie übertrieben fröhlich.

»Was? Ein so hübsches Mädchen wie Sie?«

Nadia lächelte und zuckte mit den Schultern.

»Dann sind Sie also eine ledige Yelena? Genau wie meine Cousine Anna. Also, das ist einfach *doocky*.« Izabel warf einen flüchtigen Blick aus dem Fenster. Der Himmel wurde heller. »Ich erin-

neren mich noch gut an die Zeit, als ich selbst noch ledig war. Ich war ständig auf irgendwelchen Partys und habe getanzt bis zum Morgengrauen. Aber mit zwei kleinen Kindern ist das alles nur noch eine schöne Erinnerung. Trotzdem versuchen Carlos und ich uns jeden Monat ein paar Abende frei zu halten, um auszugehen und das Tanzbein zu schwingen. Gehen Sie oft aus?«

»Nein, ich bleibe lieber zu Hause.«

Izabel zog eine Grimasse. »Das klingt aber schrecklich langweilig.«

»Langweilig?«, fragte Nadia.

»Ja, ein hübsches Ding wie Sie mit Ihrer schicken, kurzen Frisur, ihren langen Beinen und Ihrem *Garçonne*-Look sollte jeden Tag ausgehen, sich amüsieren und den jungen Männern den Kopf verdrehen. Das macht man als moderne junge Frau doch so, oder etwa nicht? Bevor ich geheiratet habe und die Kinder gekommen sind, war ich ständig unterwegs. Hatte meinen Spaß mit den *Männern*.« Sie stupste Nadia mit dem Ellbogen verschwörerisch an.

»Was tun Sie denn dann gegen die Langeweile?«, fragte Izabel.

»Ich lese.«

»Zeitschriften? Ich liebe Zeitschriften!« Izabel warf einen Blick auf die Magazine, die auf dem Boden lagen. »Ich lese gerade einen tollen Artikel über den neuen Zeppelin. Man will sogar einen Kinofilm darüber drehen. Wussten Sie, dass man sogar eine eigene Bordzeitung herausgeben wird?«

»Nein, ich lese Bücher, vor allem moderne amerikanische Romanschriftsteller ... Scott Fitzgerald, Sinclair Lewis, Sherwood Anderson. Gerade habe ich ›Fiesta‹ von einem jungen Autor namens Ernest Hemingway gelesen. Kennen Sie das Buch?«

»*Merda!* Wenn ich nur Zeit zum Bücherlesen hätte! Meine Kinder sind kleine Monster. Mir ist absolut schleierhaft, wo sie diese Energie hernehmen.«

»Wie alt sind Ihre Kinder?«

»Ich habe zwei Söhne. Sie sind fünf und sechs.« Sie hielt inne

und warf Nadia einen verschwörerischen Blick zu. »Vielleicht sollten wir einmal zusammen ausgehen. Sie, ich und Carlos.«

»Ausgehen?«

»Ja, um das Kicherwasser zu probieren, das es hier gibt.«

»Kicherwasser?«

»So bezeichnen die Amerikaner den Alkohol. Ich habe das in einem der Theatermagazine gelesen.«

Nadia lächelte und sah ein wenig verlegen aus. »Hier in Macau gelten strenge Verhaltensregeln, was die Begleitpersonen angeht ...«

»Pah!«, sagte Izabel verächtlich und winkte dabei ab. »Verhaltensregeln sind etwas für alte Damen und bleiche, magere Jünglinge, die Oscar Wilde lesen.«

Nadia sah noch immer verlegen aus. Sie sollte lieber nicht erwähnen, dass auch sie Oscar Wilde las.

»Na, wir beide geben ja wirklich ein feines Paar ab! Ich, Mutter zweier Bengel und Ehefrau eines nimmersatten Mannes aus Barreiro, und Sie, eine ledige Einsiedlerin aus Russland ... und wir beide wischen gerade das Wasser auf, das eigentlich ins Südchinesische Meer gehört.«

Nadia lachte.

»Wie sind Sie denn ausgerechnet nach Macau gekommen?«

»Wie ich schon sagte, meine Mamuschka wollte zu ihrem Bruder, meinem Onkel Ewgenij. Ich glaube, sie hatte vor, noch einmal ganz von vorn anzufangen. Wollte weg aus Russland, die Vergangenheit hinter sich lassen ...«

»Wann haben Sie Russland verlassen?«

»Im November 1911.«

»Sind Sie mit dem Schiff gekommen?«, fragte Izabel.

Nadia schüttelte sich die Haare aus dem Gesicht. »Ja, das letzte Stück von Wladiwostok aus sind wir mit einem Passagierschiff gefahren.«

»Also, das klingt einfach *doocky!* – Ist übrigens auch ein amerikanischer Ausdruck ... Dann sind Sie also über Wladiwostok hierhergekommen. Ich wette, dass Sie sehr schnell Portugiesisch

gelernt haben. Was waren, abgesehen von den Schimpfwörtern, Ihre ersten portugiesischen Wörter?»

Nadia lächelte angesichts der Erinnerung. »Mamotschka und ich haben immer in einem kleinen macanesischen Café um die Ecke gefrühstückt. Der Eigentümer war ein kleiner Mann mit einer riesigen Nase und einer sehr hohen Stimme. Leider ist er inzwischen wieder nach Porto zurückgegangen. Er hat uns jeden Morgen dieselbe Frage gestellt: Hätten Sie Ihre Eier gern *fritos* oder *escaladoas*? Und deshalb war der erste Satz, den ich konnte: ›*Fritos, por favor.*«

Izabel lachte. »Sie müssen unbedingt einmal mein Barreiro-Omelett probieren. Ich mache es mit Shrimps und gesüßten Äpfeln.« Sie fassten sich, einander Halt gebend, gegenseitig an den Ellbogen, als sie vom Boden aufstanden. In der Ferne war eine Glocke zu hören. Das Läuten hörte genau in dem Moment auf, als Nadia mit dem Fuß den letzten Rest Wasser aufwischte.

»Schon halb acht«, sagte Izabel und sah aus dem Fenster. »Es hat endlich aufgehört zu regnen. Ich sollte jetzt die kleinen Monster wecken.« Sie stieg die Treppe hinauf. Kleine Fliegen flogen von den Stufen auf. »Es war nett, Sie kennengelernt zu haben«, sagte Izabel und legte, oben angekommen, eine Hand auf den Türgriff.

Nadia warf die nassen Lappen in den Eimer und sah zum Treppenabsatz hinauf. »Morgen früh wird es in der Stadt einen Umzug mit Feuerwerk und Akrobaten geben. Vielleicht gibt es sogar einen Löwentanz. Wenn Sie möchten, nehme ich Sie mit.«

Izabel hielt inne und sah die Türklinke an. Sie schloss die Augen und gab ein fröhliches Lachen von sich. »Einen Löwentanz«, sagte sie. Ihre Stimme hörte sich plötzlich weich und warm an. »Ich habe als Kind alles über die Löwentänze gelesen.«

»Dann kommen Sie also mit?«

»Ich muss noch Frau Lo in der Wohnung gegenüber fragen, ob sie auf die Kinder aufpassen kann ...« Sie nickte. »Ja, ich denke, ich komme mit.«

»Und hinterher essen wir in einem Café zu Mittag.«

»Und sehen den Akrobaten auf der Straße dabei zu, wie sie ihre Kunststücke vorführen.« Die Vorfreude, die unüberhörbar in ihren Worten lag, ergoss sich wie süßer Honig die Treppe hinunter und sammelte sich als aufgeregte kleine Wirbel um Nadias Füße.

### 3

Es wurde bereits dunkel, als Nadia vom Obstmarkt zurückkam. Sie war mit der Ausbeute dieses Tages durchaus zufrieden. Die Händler hatten eine frische Schiffsladung burmesischer Mangos – Onkel Ewgenijs Lieblingsfrüchte – erhalten, und sie freute sich sehr darüber, dass sie noch fünf Stück hatte ergattern können, bevor sie ausverkauft waren. Den Rock gerafft, rannte sie durch den Regen, sprang über die Wasserpfützen, die der Monsun zurückgelassen hatte.

Die Eingangstür des Hauses, in dem sie mit ihrer Mutter und ihrem Onkel wohnte, war scheckig, da an vielen Stellen die Farbe abgeblättert war. Nadia hielt mit einer Hand das Revers ihres Regenmantels vor der Brust zusammen, mit der anderen musste sie ihren Schal festhalten, damit er nicht vom immer noch kräftigen Wind davongeweht wurde. Der Boden unter ihren Füßen war schlammig. Ihre schwarzen, mehr funktionalen als eleganten Schuhe hinterließen mit jedem Schritt in dem elastischen, nassen Untergrund Dellen und entlockten ihm dabei unanständig schmatzende Geräusche. Das Licht der regenverhangenen Straßenlaternen war so trüb, dass sie das Schlüsselloch der Eingangstür nicht richtig sehen konnte. Der Gestank, der aus der offenen Kanalisation drang, war so heftig, dass sie sich am liebsten ein Taschentuch vor die Nase gehalten hätte. Stattdessen bückte sie sich und tastete mit den Fingern nach dem Schlüsselloch. Erst beim dritten Versuch gelang es ihr, den Schlüssel ins Schloss zu stecken und die Tür zu öffnen.

Im Erdgeschoss mit seinem glatten Fliesenboden war es kühl und still. Ein prächtiger Kristalllüster hing von der Decke. Nadia sah die allgegenwärtigen Spinnweben, die sich zwischen den vielen Reihen von Glasprismen spannten. Sie legte ihren Mantel ab und zog ihre Schuhe aus, spürte dabei die Kühle des Bodens unter ihren Füßen. Sie ging durch den stillen Korridor, der zum Tabakladen führte, vorbei an dem Labyrinth kleiner Zimmer. Wogende Schatten folgten jedem ihrer Schritte im bleichen Licht der Laternen. Einige der Zimmer waren in einem sanften Gelb gestrichen, andere wiederum zeigten ein kühnes Blau. Am Ende des Flurs angekommen, sah sie durch die Tür, die sich zum Zigarrengeschäft öffnete. In dem holzgetäfelten Laden waren die Lichter bereits gelöscht. Ihr Onkel Ewgenij sperrte gerade die Ladentür zu und stellte das »Geschlossen«-Schild ins Fenster. Sie hörte das Klicken der Türschlösser und dann das Kratzen einer schweren Schublade. Mit seinen Haaren, die in allen Richtungen von seinem Kopf abstanden, sah Onkel Ewgenij aus wie ein etwas verrückter Professor; dies war ein Anblick, den sie lieb gewonnen hatte. Sie warf einen Blick auf die Glasvitrinen, auf die kleinen Kästchen aus Zedernholz, die ordentlich aufgestapelt waren, auf die Kartons mit Abdulla-Zigaretten, auf das Teetischchen in der Ecke. Sie sah die weißen Porzellankrüge, auf deren Etiketten »Mild Virginia«, »Zubelda« und »Spirit of St. Louis« stand, sah die glockenförmigen Päckchen mit Pfeifentabak, die Zwanzigerkartons Fatima, die geschnitzten Bruyère- und Maiskolbenpfeifen, die an einem Drehständer an ihren Haken hingen. Sie lauschte mit vor Konzentration gerunzelter Stirn auf das metallische Geräusch des Schlüssels, dem das vom energischen Schließen der Schublade folgte.

»Ich habe eine Überraschung für dich«, sagte sie und wartete darauf, dass ihr Onkel aus der Dunkelheit auftauchte.

»Eine Überraschung?«, hörte sie seine Stimme irgendwo im Dunkeln.

»Ich habe hier«, verkündete sie theatralisch, »fünf Mangos aus Rangun. Gerade erst mit dem Schiff gekommen.«

Onkel Ewgenij trat ins Licht des Flurs und legte seine Hand auf ihre Wange. Er rückte seine Brille zurecht und warf einen erwartungsvollen Blick in die braune Papiertüte. »*Spasibo*«, sagte er kopfnickend. »Hast du schon zu Abend gegessen? Willst du mit mir essen?«

»Nein, danke. Ich bin sehr müde. Ich bin schon seit fünf Uhr auf. Der Taifun hat mich geweckt, und ich hatte befürchtet, dass in der Waschküche drüben wieder alles unter Wasser steht.«

Er nahm ihr die Tüte ab und schlurfte in den Laden zurück. »Wie sieht es dort aus?«, rief er über die Schulter gewandt. »Ist alles wieder trocken?«

»Ja, das ist es. Ich habe übrigens heute Morgen eine der neuen Mieterinnen kennengelernt. Sie heißt Izabel und ist sehr nett. Sie hat mir sogar geholfen, den Boden trocken zu wischen.«

»Bei den Augen des *Domowoi*, da bin ich aber froh. Weißt du, ob das Postschiff heute gekommen ist? Ich warte auf die *Prawda*, die ich abonniert habe. Man sagt, dass Stalin überall in Russland die Landwirtschaft kollektivieren will. Ich frage mich, was dann mit den Großbauern geschehen wird. Ich sage dir, der Mann ist gefährlich!«

»Nein, das Postschiff soll erst morgen kommen.«

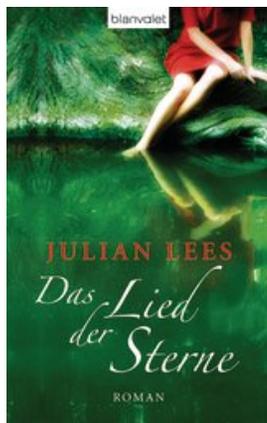
»Nun gut, also morgen.«

»Also dann, gute Nacht, Onkel.« Aus dem dämmrigen Tabakladen kam eine Antwort, die dem rasch leiser werdenden Husten einer Schornsteinkappe ähnelte.

Nadia stieg im Dunkeln die Treppe zum zweiten Stock hinauf. Auf jeder sechsten Stufe stand ein Giftköder für die Kakerlaken. Es war ein kompaktes, altes Haus. Die Risse im Fundament waren so alt, dass sie im Lauf der Jahrzehnte auf natürliche Weise durch zusammengepressten Schmutz versiegelt worden waren. Auch an den Wänden zogen sich unzählige Risse entlang. Die vielen Schichten Tapete hatten mit der Zeit einen ockergelben Farbton angenommen. Die Fußböden hatten einen Bohlenbelag aus von Hand bearbeiteten Teakbalken, die man aus Java importiert hatte. Da diese Dielen breiter und dicker waren als jene

aus südchinesischer Eiche, die man heutzutage verwendete, war der Boden so massiv, dass man ihn viele Male hatte abschleifen können. Das Problem war nur, dass er, wie Nadia nur allzu gut wusste, bei jedem Schritt fürchterlich knarrte. Wenn die Balken unter ihren Füßen federten, kam sie sich oft wie eine Tänzerin auf einem Drahtseil vor. Deshalb versuchte sie jetzt auch, so leicht wie möglich aufzutreten, damit sie ihre Mutter nicht störte. Dann aber hörte sie ihren Gesang.

Die Tür zum Schlafzimmer ihrer Mutter stand ein Stück offen. Eine Minute, vielleicht auch länger, stand Nadia da und lauschte der Weise aus der Vergangenheit, gab sich der sanften Stimme ihrer Mutter hin. Sie wollte sich nicht mit ihr unterhalten, dafür war sie einfach viel zu müde. Sie wollte einfach nur die Melodie hören, die sie an wogende Felder erinnerte. An Felder mit Weizen, Gerste und Mais, an Dorfkinder mit goldenen Haaren, die die Kühe auf die Weide trieben, an Gerichte mit Essiggurken, an Kartoffelsuppe und dampfend heiße Piroggen. Nadia wartete darauf, dass sich die Stimme ihrer Mutter verlor und das alte russische Volkslied verklang. Als das der Fall war, blieb sie noch eine Minute in der atemlosen Stille des Flurs stehen, bevor sie sich der Tür näherte. Mit leichtem Schritt trat sie ein und sah einen ausladenden Lehnstuhl, in dem eine beleibte, grauhaarige Dame tief und fest schlief. Den Mund hatte sie ein wenig geöffnet, im Schoß lag ihr Strickzeug. Nadia nahm ihrer Mutter vorsichtig die langen Metallnadeln aus den Händen und legte sie neben einen kleinen Stapel Fotos auf den Couchtisch, dann legte sie eine Decke über ihre Beine. Sie betrachtete das Gesicht ihrer Mutter, das Gesicht, das sie besser kannte als ihr eigenes. Die Haare ihrer Mamotschka, normalerweise flaumig und widerspenstig, waren mit Hilfe eines Kämmchens und mehrerer Haarnadeln zu einem ordentlichen Knoten frisiert. Ihre Brille war ihr auf die Nase gerutscht. Nadia liebte ihre Mutter sehr. Der Stolz, den sie für ihre kleine Familie empfand, rieselte jetzt auf Nadia herab wie Silberstaub. Er erhellte ihr Gesicht mit den Apfelbäckchen und zauberte ein Lächeln in ihre Augen.



Julian Lees

## **Das Lied der Sterne**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 416 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-7645-0188-4

Blanvalet

Erscheinungstermin: Oktober 2008

Eine große Liebe in einer dunklen Zeit

Der unwiderstehliche Liebesroman eines jungen englischen Autors – voller Sinnlichkeit, Dramatik und magischer Exotik.

1928 in Macao begegnen sich die russische Immigrantin Nadja Schaschkowa und der britische Geheimagent Iain Sutherland zum ersten Mal. Er wird die große Liebe ihres Lebens werden. Und auch für Iain ist die junge Frau bald viel mehr als nur ein Mittel zum Zweck im Dienste Seiner Majestät ...

1945 in Hongkong führt Nadja einen ungleichen Kampf gegen einen skrupellosen Drogenbaron, um Iain zu retten – den Mann, der ihr mehr bedeutet als das Leben selbst. Doch dann bombardieren die Amerikaner Hongkong. Und für Iain scheint es kein Entkommen zu geben.

In ihrer Verzweiflung geht Nadja, die ohne Iain nicht leben kann, ein unvorstellbar großes Wagnis ein – und sie wird belohnt für den Mut ihrer Liebe ...



[Der Titel im Katalog](#)